

ein. Die bildsame Plastik der Seele wird von ihr erkannt. Alles Menschliche wird als vorläufig und fragmentarisch erlebt. Die Persönlichkeit wandelt sich und ist dem „Tage“ preisgegeben, der aus ihr macht, was er will (25). Wandelbarkeit besagt sowohl Anpassungsfähigkeit wie Wankelmut, Wechsel von Hochgefühl und Niederge schlagenheit.

Philosophiegeschichtlichen Fragen gehen folgende Untersuchungen nach: Parmenidesstudien, 157—197; Zenon von Elea im Kampf gegen die Idee der Vielheit, 198 bis 236; Heraklit, 237—283. Ziel dieser Studien ist nach den Worten des Vf., diese Denker zu befreien „von der verdunkelnden und entstellenden Projektion auf aristotelischer Ebene, von der Projektion auf die Ebene unsres eigenen Denkens... und von unseren Vorurteilen über das typische Denken einer Frühzeit, das durch primitive Konkretheit charakterisiert sein soll“ (XV).

Durch einige literarische Studien endlich sollen sehr wichtige Interpretationsgrundsätze herausgearbeitet werden. An einem Interpretationsbeispiel aus Caesars Gallischem Krieg werden z. B. folgende Gesichtspunkte entwickelt, die bei jeder Textinterpretation berücksichtigt werden müssen: Inhalt, d. i. der gewählte Gegenstand, seine gedankliche oder emotionale Auffassung, die Perspektive usf.; Darstellung, d. i. Anordnung, Verknüpfung, Satzbau, Wortwahl, Aufbau, Tempo usf.; Stil, d. i. „das gestaltende Prinzip der Einheit von Inhalt und Darstellung „oder“ die dritte Dimension, in der sich der Inhalt und der Ausdruck zur natürlichen Plastik des Werkes verbinden“ (XIII).

Mit vollem Recht nennt der Herausgeber diesen Band ein Geschenk an die philologische Welt. Für den altsprachlichen Unterricht dürfte er vor allem fruchtbringende Anregungen geben. Mit Rücksicht auf manche heutige philosophische Untersuchungen aus dem Bereiche der Altertumswissenschaft darf man in diesem Buche auch eine besondere Gabe für die Philosophen sehen. Ihre Spekulationen werden erst dann wissenschaftliches Gewicht gewinnen, wenn sie auf dem soliden Fundament philologischer Erkenntnisse und Forschungen aufbauen.

K. Ennen SJ

Weidauer, Klaus: Thukydides und die Hippokratischen Schriften. Der Einfluß der Medizin auf die Zielsetzung und Darstellungsweise des Geschichtswerkes. (88 S.) Heidelberg 1954, C. Winter. DM 12,—.

Das fast modisch gewordene Wort „Interpretation“ drückt die Art und Weise aus, wie heute antike Schriftsteller gelesen werden. In erster Linie soll der Blick auf die „Problematik“ gerichtet sein. Dies kann

allerdings nur dann fruchtbar werden, wenn der philosophische Interpret sich die philologischen Untersuchungen und ihre geduldigen Einzelbeobachtungen um das Wort, den Träger menschlichen Denkens und Fühlens, zunutze macht und dann zu einem Gesamtbild vorzustößen sucht. Diesen Grundsatz, den man heute wiederum mit Rücksicht auf manche Veröffentlichungen hervorheben muß, bestätigt vorliegende saubere und exakte philologische Untersuchung. Da hier auf Einzelheiten nicht eingegangen werden kann, seien kurz ihre Grundlinien mitgeteilt. Die Verwandtschaft zwischen Thukydides und den Hippokratischen Schriften drückt sich in gemeinsam benutzten Begriffen aus. Durch Vergleich mit den medizinischen Schriften soll die Eigenart folgender Thukydideischer Begriffe näher bestimmt werden: *prophasis* (8—20), *eidos* (21—31), *physis* (32—46). Methode und innere Struktur des Thukydideischen Werkes, die in dem Worte ausgesprochen sind, Thuk. wolle „sich Klarheit verschaffen über das, was war, und das, was sein wird“ (I 22, 4), zeugen von dem Einfluß der medizinischen Schriften. Die Stellung des Staatsmannes wie die des Arztes ist gleich: „Das Ziel des Arztes, einem Geschehen, mit dessen Wiederholbarkeit gerechnet wird, bei dessen Wiederkehr souveräner gegenüber zu stehen, vor Überraschungen durch plötzliche Wendungen gesichert zu sein, Möglichkeiten des Eingreifens bei Zeiten zu erkennen, dies alles zu erreichen, indem man in der mit Akribie gesammelten Erfahrung das Typische, vom Zufälligen gereinigt, zu sehen versucht — das wurde auch Ziel für Thukydides. Das Verlangen nach Sicherheit, nach Möglichkeit sich gegen ein mächtiges Geschehen zu wehren, ist beiden gemeinsam“ (75).

K. Ennen SJ

Kultur- und Geistesgeschichte

Snyder, Geerto: Der abenteuerliche Schutthaufen. Grabungsstollen in die Kulturgeschichte mit 34 Abbildungen auf 16 Tafeln und im Text. München 1955, F. Bruckmann. Leinen DM 15,80.

Dem Verfasser ist es gelungen, aus dem Schutthaufen einer globalen Kulturlandschaft uns Bilder von eindrucksvoller Farbigkeit zu übermitteln und sie gleichzeitig allgemein verständlich zu machen.

Durch die scharfe Beobachtung aller Kulturscherben und ihre lebendige Wiedergabe läßt er den Menschen von damals zum Menschen von heute sprechen. Bewundernswert hierbei ist die Vielfalt der Scherbensammlung, die uns durch Jahrtausende führt. —

„Menschliches, allzu Menschliches“, oder

„Alles schon dagewesen“, oder „Nichts Neues unter der Sonne“, möchte man als Untertitel dem Werk begeben, wenn man die Anfangskapitel liest. Beim Weiterlesen aber wird man gewahr, daß der Verfasser eine andere Zielsetzung verfolgt. — Unmerklich fast formt der Verfasser aus den Scherben eine menschliche Kulturgeschichte, die den Fortschrittsglauben des vorigen Jahrhunderts ad absurdum führt. Aus dem Schutt der Jahrtausende arbeitet er eine neue Zielsetzung für die Menschheit heraus. — Jenseits aller subjektiven Geschichtsbilder, gleich, ob sie vom konservativen Hegel, vom liberalen Mommsen oder vom materialistischen Marx stammen, jenseits von dem Kulturpessimismus eines Spengler, steht er mit dem Mute der ersten Christen auf dem Boden der Gegenwart. —

Mit dem Grafen Keyserling sieht er in der Überentwicklung des menschlichen Intellekts den Grund des gleichzeitigen Verfalls der Kulturen unseres Erdkreises, aber unsere Epoche ist dem Verfasser nur ein Zeitalter des Übergangs.

In diesem Übergang zeigt er uns bereits den Keimling, der die Überheblichkeit des technischen Menschen bändigt und dem technischen Zeitalter ein neues Gesicht geben wird, den Menschen vom Sklaven der Technik wieder zu ihrem Herren macht. — Mit Guardini wie dem späteren Toynbee sieht er in der Unterwerfung des Menschen unter Gott, fern von jeder Hoffart und intellektueller Überheblichkeit in christlicher Demut den vorgezeichneten Weg zur Rettung der durch den eigenen Intellekt stark gefährdeten Menschheit.

Die einheitliche Menschheitskultur gilt es, für den Menschen zu gewinnen.

C. Pauly

Przywara, Erich: In und Gegen. Stellungnahmen zur Zeit. (439 S.) Nürnberg 1955, Glock und Lutz. DM 15,—.

Es gehört zur Eigenart des Schaffens Erich Przywaras, daß Werk und Person eine unlösbare Einheit bilden, daß das Werk den Menschen darstellt und der Mensch schon immer das Werk ist. Gerade in diesen neuesten „Stellungnahmen zur Zeit“, die der Verlag Glock und Lutz in vornehmer Ausstattung vorlegt, tritt die ureigene Methodik des Vf. klar hervor. Was den Vf. zu immer neuer Umfassung und Durchdringung des menschlichen Geisteslebens und seiner vielfältigen Erscheinungen treibt, sind die beiden großen Mächte des menschlichen Herzens, wie es in der klassischen Kürze des Titels seinen Ausdruck gefunden hat: „In und Gegen“. Liebe — wie es das „In“ sagt; Przywara schafft nur in konkreter Begegnung, wie er auch „Agape“ mit „Begegnung“ (314) übersetzt: Begegnung in der Philosophie, da er das wirklich leben-

dige und befruchtende Denken aufspürt und so Autoren, die unsere schnellebige Zeit nicht mehr genügend vermerkt, zu ihrer verdienten Geltung bringt (Simmel-Husserl-Scheler; 33—55). In der Theologie ist es ebenfalls persönliches „Aug“ in Aug“ mit Augustinus (294 ff.), Philon (281 ff.), Origenes (ebd.) und Newman (28 ff.), wie auch mit Bultmann (274 ff.) und der Richtung Karl Barths (402 ff.). Überraschend ist dann, mit welcher Einfühlung und Hingabe der Philosoph und Theologe Przywara sich versenkt in Dichtung (Reinhold Schneider, 91 ff.; Paul Claudel, 145 ff.; Gertrud von le Fort, 372; Graham Green, 367 ff.) und Publizistik (bis zu den anspruchslosen Veröffentlichungen des Rowohltverlages). Ja, er verfolgt die Entwicklung bis in die banalen Einzelheiten von Politik und Wirtschaft (223 ff.). Dabei bringt er nie zusammenhanglose Einzelstudien, sondern verfolgt die großen Motive des Menschheitsdenkens in Ost und West (269 ff.) zurück zu ihren Ursprüngen. (Kennzeichnend ist für ihn das Zurückgehen auf die Urbedeutung vieler Worte, wobei leider der Druckfehlerteufel in das vielgenannte „etymologisch“ stets ein überflüssiges „h“ hineinschmuggelte; z. B. 374/75.) So bleibt es nicht bei einem „jeweiligen Sichverwandeln in ein jeweiliges Jetzt“ (7), sondern gerade heute, in einer „Zeit des Zwielichts — politisch wie geistig wie religiös“ (7) sieht der Vf. seine Aufgabe darin, zu „Scheidung und Unterscheidung bis zum Letzten“ (7) zu schreiten. (Das ist gemeint mit dem „und Gegen“ des Titels. Und so ist es Macht, die ordnet und feilt, mit einer raschen und festen Hand, daß es zuweilen fast gewaltsam erscheinen könnte. Dieses „Gegen“ reicht hinein bis in den kirchlichen Raum („Innerkirchliche Häresien“; 350 ff.), wo ja die „Unterscheidung der Geister“ (377 ff.) von besonderer Bedeutung ist.

In aller Auseinandersetzung mit dem „vielbunten Konkretum des in der Zeit bewegten Lebens“ (8) ist es stets das Mysterium des Christentums, von dem Przywara die Welt durchwaltet findet bis in das scheinbar Profanste von Literatur und Politik: das Mysterium der Menschwerdung. Der Natur nach ist Christus reiner Gott und reiner Mensch. Dieses Geheimnis des totalen Gottes, der total Mensch wird in Christus, der „Alles in Allem“ ist, scheint „erst heute kosmisch bewußt zu werden“ (147). Welt des Menschen und Welt Gottes — unvermischt —, aber unlösbar ineinander verschlungen; nicht wie im Mittelalter Welt nur als Abbild des Himmels, noch wie in der Neuzeit himmlische Werte verweltlicht zu bloß humanistischen Idealen — sondern eben unlösbares Ineinander. Darum steht Przywara so kritisch gegen sogenannte „christliche“ Kul-